

E.L. Doctorow

Alle Zeit der Welt

Storys

Aus dem amerikanischen Englisch
von Gertraude Krueger und
Angela Praesent

Kiepenheuer & Witsch

Die Erzählungen »Der Schriftsteller in der Familie«,
»Willi« und »Der Jäger« sind auf Deutsch bereits 1995 im
Erzählungsband *Das Leben der Dichter (KiWi 374)* erschienen.
»Walter John Harmon«, »Ein Haus in der Ebene« und »Jolene:
ein Leben« erschienen 2006 in *Sweet Land Storys* bei
Kiepenheuer & Witsch.



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC-N001512

1. Auflage 2013

Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel *All the Time
in the World* bei Random House, Inc., New York

Copyright © 2011 by E.L. Doctorow

All rights reserved

Aus dem amerikanischen Englisch von Gertraude Krueger
und Angela Praesent

© 2013, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner
Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder
unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln

Umschlagmotiv: © plainpicture/Fogstock

Autorenfoto: © Philip Friedman

Gesetzt aus der Janson

Satz: Felder KölnBerlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-462-04519-2

Wakefield

DIE LEUTE WERDEN SAGEN, ich hätte meine Frau im Stich gelassen, und das gibt den Sachverhalt wohl zutreffend wieder, aber wo war die Vorsätzlichkeit? Ich hatte gar nicht die Absicht, sie zu verlassen. Ich bin nur durch eine Kette seltsamer Umstände in dem Abstellraum über der Garage mit den ausrangierten Möbeln und den Waschbarköteln gelandet – denn so hat es angefangen, dass ich meine Frau verlassen habe, ganz und gar unwissentlich, versteht sich –, wo ich doch hätte zur Tür hereinspazieren können wie jeden Abend nach der Arbeit in den vierzehn Jahren unserer Ehe mit zwei Kindern. Diana denkt bestimmt an den Moment, in dem sie mich zum letzten Mal sah, als sie an ebenjenem Morgen mit einer Vollbremsung am Bahnhof hielt und ich aus dem Auto stieg und mich, bevor ich die Tür schloss, mit einem kryptischen Lächeln hineinbeugte und verabschiedete – sie denkt bestimmt, in dem Moment hätte ich sie verlassen. Tatsache ist, ich war bereit, das Vergangene ruhen zu lassen, und Tatsache ist auch, dass ich am selben Abend zurückkam und nichts anderes im Sinn hatte, als in das Haus zu gehen, das ich gekauft hatte, wir gekauft hatten, damit wir da unsere Kinder großziehen konnten. Und um ganz ehrlich zu sein, ich erinnere mich, dass ich diesen kleinen Aufruhr im Blut spürte, der von der Aussicht auf Sex ausgelöst wird, denn diese Wirkung hatte ein Ehekrach immer auf mich.

Natürlich kann der große Sinneswandel jeden treffen,

und ich wüsste nicht, warum das, wie alles andere, nicht auch passen sollte. Wenn sich ein Mann immer brav an die Regeln gehalten hat, dann aber aus seinem täglichen Trott geworfen und von einem Geräusch in seinem Garten abgelenkt wird, kann er dann nicht von einer Tür zu einer anderen umschwenken und damit den ersten Schritt zur Änderung seines Lebens vollziehen? Und man sieht ja, zu was ich mich verändert habe – das lässt wohl kaum ein Urteil wegen normaler männlicher Treulosigkeit zu.

Ich will hier ausdrücklich sagen, dass ich Diana in diesem Augenblick aufrichtiger liebe als je zuvor in unserem gemeinsamen Leben, den Tag unserer Hochzeit eingeschlossen, als sie in ihrer weißen Spitze so unglaublich schön war und die Sonne durch die bunten Scheiben fiel und ihr ein Halsband in allen Farben des Regenbogens umlegte.

An dem speziellen Abend, von dem ich hier rede – die Sache mit dem 5:38er, als sich der letzte Wagen, in dem zufällig ich saß, nicht mit dem übrigen Zug in Bewegung setzte? Man sage mir, selbst in Anbetracht des beklagenswerten Zustands des Eisenbahnwesens hierzulande, wann das schon mal vorgekommen ist. Jeder Platz besetzt, und plötzlich hockten wir im Dunkeln, und einer suchte beim anderen eine Erklärung, während der übrige Zug im Tunnel verschwand. Der kahle, fluoreszierend erhellte Betonbahnsteig draußen verstärkte noch den Eindruck von Gefangenschaft. Irgendwer lachte, aber gleich darauf waren einige Fahrgäste aufgesprungen und schlugen an die Türen und Fenster, bis ein Mann in Uniform die Rampe entlangkam und mit den Händen an der Stirn zu uns hereinspähte.

Und als ich dann anderthalb Stunden später endlich ankomme, bin ich wie geblendet von den Scheinwerfern der vielen Geländewagen und Taxis, die am Bahnhof warten:

Unter einem unnatürlich schwarzen Himmel erstreckt sich eine illuminierte Fläche, denn wie sich herausstellt, haben wir in der Stadt einen Stromausfall.

Also, diese Unannehmlichkeit hatte überhaupt nichts mit der anderen zu tun. Ich wusste das, aber wenn man nach einem langen Arbeitstag müde ist und nach Hause will, tritt im Gehirn eine Art Dopplereffekt ein, und man denkt, solche unverbundenen Ereignisse bedeuten den Zusammenbruch der Zivilisation.

Ich machte mich auf den Heimweg. Nachdem die Prozession der Pendlerwagen mit ihren lodernden Scheinwerfern vorbeigezogen war, war alles still und dunkel – die fein herausgeputzten Geschäfte an der Hauptstraße, das Gerichtsgebäude, die heckengesäumten Tankstellen, die neogotische Privatschule hinter dem See. Dann hatte ich das Zentrum hinter mir gelassen und marschierte die gewundenen Wohnstraßen entlang. Mein Viertel war ein alter Stadtteil mit großen Häusern, in der Hauptsache viktorianische Villen mit Dachgauben und umlaufender Veranda und einer frei stehenden Garage, die früher ein Stall gewesen war. Jedes Haus war auf einer Anhöhe errichtet oder ein gutes Stück von der Straße zurückgesetzt, und die Grundstücksgrenzen wurden durch Gruppen von schlanken Bäumen markiert – ein solides gutbürgerliches Ambiente ganz nach meinem Geschmack. Doch nun schien mir das gesamte Viertel von einem übersteigerten Geltungsdrang erfüllt. Mir wurde die Beliebigkeit des Orts bewusst. Warum hier und nicht irgendwo anders? Ein äußerst verstörendes Gefühl der Desorientierung.

Eine flackernde Kerze oder der zuckende Strahl einer Taschenlampe in jedem Fenster brachte mich auf den Gedanken, ein Haus Sorge dafür, dass eine Familie ein verstoßenes Leben führen könne. Es war eine mondlose Nacht, und unter der niedrigen Wolkendecke zauste ein

scharfer, nicht der Jahreszeit entsprechender Wind die alten Spitzahornbäume am Straßenrand und ließ mir einen feinen Regen von Frühlingsknospen auf Schultern und Haare rieseln. Dieser Schauer wirkte auf mich wie Hohn und Spott.

Schön, bei solchen Gedanken würde jeder Mann an seinen heimischen Herd eilen. Ich beschleunigte meinen Schritt und wäre bestimmt den Gartenweg entlang- und die Treppe zu meiner Veranda hochgegangen, hätte ich nicht durch das Einfahrtstor geschaut und bei der Garage etwas erblickt, was mir ein bewegter Schatten zu sein schien. Also ging ich darauf zu, und meine Fußtritte auf dem Kies waren laut genug, um zu verscheuchen, was ich da gesehen hatte, denn ich nahm an, dass es sich um irgendein Tier handelte.

Wir lebten mit der Tierwelt. Ich meine nicht nur Hunde und Katzen. Rehe und Kaninchen taten sich regelmäßig an den Blumen im Garten gütlich, wir hatten Kanadagänse, hier und da einen Skunk, vereinzelt auch Rotfuchse – diesmal war es ein Waschbär. Ein großer Waschbär. Ich konnte dieses Tier mit seinen gierigen Greifpfoten noch nie leiden. Mehr noch als der Affe kam es mir immer wie ein Verwandter vor. Ich hob meinen Anwaltskoffer, als wollte ich zum Wurf ausholen, und es rannte hinter die Garage.

Ich ging ihm nach; ich wollte dieses Vieh nicht auf meinem Grund und Boden haben. Am Fuß der Außentreppe zu der Kammer über der Garage bäumte es sich auf, zischte und bleckte die Zähne und richtete die Vorderbeine gegen mich. Waschbären sind anfällig für Tollwut, und dieser sah irre aus, seine Augen glühten, und Speichel hing ihm zu beiden Seiten aus dem Maul wie Flüssigklebstoff. Ich griff nach einem Stein, und das genügte – das Vieh rannte in das Bambusgehölz an der Grenze zum

Garten unseres Nachbarn, Dr. Sondervan, der Psychiater war und eine anerkannte Kapazität auf dem Gebiet des Downsyndroms und anderer genetischer Unglücksfälle.

Und dann hausten oben in der Kammer über der Garage, wo wir alles Mögliche aufbewahrten, natürlich drei Waschbärenjunge, darum die ganze Aufregung. Ich hatte keine Ahnung, wie diese Waschbärenfamilie dort reingekommen war. Zuerst sah ich ihre Augen, mehrere Augen. Die Viecher winselten und hüpfen auf den gestapelten Möbelstücken herum, kleine kugelförmige Buckel in der Dunkelheit, bis es mir endlich gelang, sie zur Tür hinaus- und die Treppe hinunterzuscheuchen, wo ihre Mutter sie wohl wieder in Empfang nehmen würde.

Ich schaltete mein Handy ein, um wenigstens etwas Licht zu haben.

Die Kammer war vollgestopft mit aufgerollten Teppichen und Nippes und Kartons voller Collegepapiere, der geerbten Aussteuertruhe meiner Frau, alten Stereogeräten samt Zubehör, einer kaputten Kommode, ausranzierten Brettspielen, den Golfschlägern meines verstorbenen Schwiegervaters, zusammengeklappten Kinderbetten und dergleichen mehr. Wir waren eine junge Familie mit einer reichen Geschichte. Ich kam mir vor wie ein tapferer Kämpfer für eine gerechte Sache, als wäre ich in die Schlacht gezogen und hätte mein Königreich von Eindringlingen zurückerobert. Doch dann wurde mir trübsinnig zumute; hier lag genügend Vergangenheit herum, um mich traurig zu stimmen, und Relikte der Vergangenheit, einschließlich Fotos, stimmen mich immer traurig.

Alles war von einer dicken Staubschicht bedeckt. Ein Bullaugenfenster an der vorderen Wand ließ sich nicht öffnen, und die Fenster zu beiden Seiten klemmten so fest, als würden sie von den Spinnweben an den Rahmen verschlossen. Hier musste dringend gelüftet werden. Ich

legte mich ins Zeug und rückte Sachen herum und konnte dann die Tür ganz aufstoßen. Ich stellte mich oben an die Treppe, um die frische Luft zu atmen, und da sah ich Kerzenschein durch das Bambusgehölz zwischen unserem Grundstück und dem Grundstück hinter unserem dringen, aus dem Haus des besagten Dr. Sondervan. Er hatte dort ein paar junge Patienten untergebracht. Das gehörte zu seiner experimentellen, in seinem Metier nicht unumstrittenen Methode, sie zu Hausarbeiten und einfachen Hilfsdiensten anzuleiten, bei denen sie mit normalen Menschen interagieren mussten. Ich hatte mich für Sondervan eingesetzt, als einige Nachbarn gegen seinen Antrag auf Einrichtung dieses kleinen Sanatoriums Einspruch erhoben, auch wenn ich zugeben muss, dass es Diana, als Mutter zweier kleiner Mädchen, insgeheim nervös machte, dass nebenan Schwachsinnige wohnten. Natürlich hatte es nie irgendwelche Probleme gegeben.

Ich war müde von einem langen Arbeitstag, das sicher auch, aber wahrscheinlicher ist, dass ich selbst an einer gewissen geistigen Verwirrung litt, denn ich tastete umher, bis ich den Schaukelstuhl mit der kaputten Sitzfläche fand, den ich schon lange neu bespannen wollte, und in dieser totalen Finsternis, wo das Kerzenlicht vor meinem inneren Auge nur langsam erlosch, setzte ich mich hin, und obwohl ich nur einen Moment ausruhen wollte, schlief ich ein. Und wachte erst auf, als Licht durch die verstaubten Fenster drang. Ich hatte die ganze Nacht verschlafen.

DER AUSLÖSER UNSERES LETZTEN KRACHS war mein Eindruck, Diana habe am Wochenende zuvor auf einer Cocktail-Gartenparty mit einem Mann geflirtet, der bei irgendwem zu Besuch war.

Ich hab nicht geflirtet, sagte sie.

Du hast dich an den rangemacht.

Nur in deiner verdrehten Fantasie, Wakefield.

Das machte sie immer so, wenn wir uns stritten – sie nannte mich beim Nachnamen. Ich war nicht mehr Howard, ich war Wakefield. Das war eine ihrer feministischen Adaptionen des Sportlerjargons, den ich verabscheute.

Du hast eine zweideutige Bemerkung gemacht, sagte ich, und du hast ihm zugeprostet.

Das war keine zweideutige Bemerkung, sagte Diana. Das war ein schlagfertiger Kommentar zu einem Spruch, den er gemacht hatte und der wirklich dämlich war, wenn du es genau wissen willst. Alle haben gelacht, nur du nicht. Ich entschuldige mich dafür, dass ich gelegentlich gut drauf bin, Wakefield. Ich werde mir Mühe geben, dass mir das nie wieder passiert.

Es ist nicht das erste Mal, dass du eine zweideutige Bemerkung machst, während dein Mann danebensteht. Und dann jede Kenntnis davon bestreitest.

Bitte, lass mich in Ruhe. Du hast mich weiß Gott schon so oft heruntergeputzt, dass ich jedes Selbstvertrauen verloren habe. Ich finde keine Beziehung mehr zu anderen Menschen, weil ich zu beschäftigt bin, mir zu überlegen, ob ich auch das Richtige sage.

Zu ihm hast du durchaus eine Beziehung gefunden.

Glaubst du, bei der Beziehung, die ich mit dir habe, hätte ich Lust, noch eine mit jemand anderem einzugehen? Ich will einfach nur einen Tag nach dem anderen überstehen – mehr hab ich gar nicht im Kopf, ich will nur den Tag überstehen.

Das stimmte wahrscheinlich. Auf der Fahrt nach New York musste ich mir eingestehen, dass ich den Streit absichtlich vom Zaun gebrochen hatte, aus Aufsässig-

keit und mit erotischen Hintergedanken. In Wirklichkeit glaubte ich das gar nicht, was ich ihr vorgeworfen hatte. Wenn hier jemand Bekanntschaften suchte, dann ich. Ich ließ die Blicke schweifen und hatte ihr mein eigenes Verhalten unterstellt. Das ist doch die Grundlage der Eifersucht, oder nicht? Das Gefühl, man könne die eigene angeborene Unaufrichtigkeit verallgemeinern. Ich hatte mich geärgert, als ich Diana mit einem Glas Weißwein in der Hand mit einem anderen Mann reden sah, dazu noch ihre unschuldige Freundlichkeit, die jeder Mann für Anmache halten könnte, nicht nur ich. Der Bursche selbst war nicht sonderlich anziehend. Aber es störte mich, dass sie fast so mit ihm sprach, als stünde ich nicht neben ihr.

Diana besaß eine natürliche Anmut und sah jünger aus, als sie war. Ihre Bewegungen waren noch immer die einer Tänzerin, wie früher auf dem College – die Füße leicht nach außen gestellt, den Kopf hoch erhoben, der Gang eher ein Gleiten als etwas, was man Schritt für Schritt vollzieht. Auch nach der Geburt von Zwillingen war sie so zierlich und schlank geblieben wie damals, als ich sie kennenlernte.

Und jetzt, im ersten Licht des neuen Tages, war ich völlig verwirrt von der Situation, in die ich mich gebracht hatte. Ich kann nicht behaupten, dass ich rational dachte. Aber ich hatte wirklich das Gefühl, es wäre ein Fehler, in mein Haus zu gehen und den Lauf der Ereignisse zu erklären, der dazu geführt hatte, dass ich die Nacht in der Kammer über der Garage verbracht hatte. Diana war bestimmt stundenlang aufgeblieben, war herumgelaufen und hatte sich Sorgen gemacht, mir könnte etwas zugestoßen sein. Mein Erscheinen und ihre Erleichterung würden sie in Rage bringen. Entweder würde sie glauben, ich sei bei einer anderen Frau gewesen, oder, wenn sie mir

meine Geschichte abnahm, würde sie das Ganze so verrückt finden, dass es für sie eine Art Markstein unserer Ehe wäre. Schließlich hatten wir am Tag davor diesen Streit gehabt. Sie würde spüren, was ich nicht wahrhaben wollte – dass etwas geschehen war, was auf eine gescheiterte Ehe hindeutete. Und die Zwillinge, angehende junge Damen, die es ganz allgemein für ein Unglück hielten, dass sie mit jemandem wie mir im selben Haus lebten, einem Menschen, für den sie sich vor ihren Freundinnen schämen mussten, einem komischen Kauz, der keine Ahnung von ihrer Musik hatte – sie würden aus ihrer Abneigung keinen Hehl machen. Für mich waren Mutter und Töchter die gegnerische Mannschaft. Die Heimmannschaft. Ich beschloss, mich einstweilen nicht der Szene auszusetzen, die ich mir gerade ausgemalt hatte. Vielleicht später, dachte ich, aber nicht jetzt. Ich musste mein Talent zur Verwahrlosung erst noch entdecken.

ALS ICH DIE GARAGENTREPPE HINUNTERGING und mich im Bambusgehölz erleichterte, begrüßte mich die kühle Morgenluft mit einer sanften Brise. Die Waschbären waren nirgends zu sehen. Mir tat der Rücken weh, und ich verspürte den ersten Hunger, aber ich musste zugeben, im Moment war ich eigentlich nicht unglücklich. Wieso ist eine Familie so sakrosankt, dachte ich, dass man sein ganzes Leben darin zubringen muss, auch wenn dieses Leben noch so unerfüllt ist?

Im Schatten der Garage betrachtete ich den Garten mit seinen Spitzahornen, den schiefen weißen Birken, dem alten Apfelbaum, dessen Äste die Wohnzimmerfenster streiften, und mir schien, ich verstand zum ersten Mal die grüne Pracht dieses Stück Land in ihrer Gleichgültigkeit gegen das menschliche Leben und ihrer Unberührtheit

von der viktorianischen Villa, die man dort hineingesetzt hatte. Die Sonne war noch nicht herausgekommen, und auf dem Gras lag ein welliger Dunstschleier, hier und da von glänzenden Tautropfen durchbrochen. In dem alten Baum zeigten sich bereits weiße Apfelblüten, und im bleichen Licht am Himmel sah ich die zaghafte Erleuchtung einer Welt, in die ich erst noch eingeführt werden musste.

Zu dem Zeitpunkt hätte ich vermutlich ohne Weiteres die Hintertür aufschließen und in der Küche herumwirtschaften können, da im Haus mit Sicherheit alles noch schlief. Stattdessen klappte ich den Deckel des Abfallkübels hoch und fand in einem der Behälter mein vollständiges Abendessen von gestern, verkehrt herum auf eine Plastiktüte gekippt, wo es einen perfekten geschlossenen Kreis bildete, als läge es noch auf dem Teller – ein gegrilltes Lammkotelett, eine halbe Backkartoffel, mit der Schale nach oben, und ein kleiner Hügel von öligem grünem Salat –, daher konnte ich mir Dianas Gesicht vorstellen, als sie hier herausgekommen war, immer noch wütend von unserem morgendlichen Streit, und das mittlerweile kalte Essen wegwarf, das sie in ihrer Dummheit für ihren angetrauten Gatten gekocht hatte.

Ich fragte mich jetzt, wann sie wohl die Geduld verloren hatte. Daran könnte ich ermessen, wie viel Spielraum sie mir gewährte. Eine andere Frau hätte das Essen womöglich in den Kühlschrank gestellt, aber auf mir lag der Bannstrahl von Dianas Urteil; ich lebte in ihm wie in einer Gefängniszelle, wo das Licht nie abgestellt wird. Ich zeigte kein Interesse an ihrer Arbeit. Oder ich war beleidigend und herablassend gegen ihre Mutter. Oder ich verschwendete herrliche Herbstwochenenden damit, mir im Fernsehen blöde Footballspiele anzusehen. Oder ich weigerte mich, die Schlafzimmer neu streichen zu lassen. Und wenn sie so eine Feministin war, warum war es dann

wichtig für sie, ob ich ihr die Tür aufhielt oder in den Mantel half?

Ich brauchte nur in der frühmorgendlichen Kühle vor meinem Haus zu stehen, um alles in seiner Gesamtheit zu sehen: Diana fand, dass sie den falschen Mann geheiratet hatte. Natürlich bildete ich mir nicht ein, ich sei der umgänglichste Mensch der Welt. Aber selbst sie hätte zugeben müssen, dass es mit mir nie langweilig war. Und wir mochten zwar unsere Probleme haben, aber Sex, der Dreh- und Angelpunkt unseres Lebens, gehörte nicht dazu. Gab ich mich einer Illusion hin, wenn ich das für die Grundlage einer guten Ehe hielt?

Bei solchen Gedanken konnte ich nicht einfach zur Tür hineingehen und verkünden, dass ich zu Hause war. Ich stellte mir aus dem glasigen Lammkotelett und der Kartoffel ein Frühstück zusammen und setzte mich damit hinter die Garage, wo man mich nicht sehen konnte.

ICH HATTE DIANA KENNENGELERNT, als sie mit meinem besten Freund Dirk Morrison zusammen war, den ich seit meiner Schulzeit kannte. Weil sie seine Freundin war, sah ich sie mir genauer an, als ich es sonst wohl getan hätte. Natürlich fand ich sie hübsch, sehr attraktiv, mit einem reizenden Lächeln, hellbraunen, zu einem Pferdeschwanz gebundenen Haaren und einer, wie man auf den ersten Blick erkannte, prachtvollen Figur, aber irgendwie bewog mich erst Dirks Interesse, das erkennbar höchst intensiv war, eine ernsthafte Beziehung mit Diana für mich selbst zu erwägen. Zuerst wollte sie sich nicht von mir ausführen lassen. Doch als ich ihr sagte, Dirk hätte mir die Erlaubnis dazu erteilt, ließ sie sich aus offenkundiger Verletztheit und Verbitterung erweichen. Ich hatte selbstverständlich gelogen. Als sie und Dirk schließlich

meine perfide List erkannten, herrschte allgemeine Erbitterung, und in dem nachfolgenden Konkurrenzkampf, der sich über Monate hinzog, war das arme Mädchen zwischen uns beiden hin- und hergerissen, und alles in allem bildeten wir das denkbar unglücklichste Dreigespann. Wir waren ja alle drei noch Kinder, wir hatten – kaum das Jurastudium in Harvard abgeschlossen, in meinem Fall? Und Dirk in seinem ersten Job an der Wall Street? Und Diana mitten in ihrer Doktorarbeit in Kunstgeschichte? Die junge selbst ernannte Elite der Upper East Side. Zeitweilig wollte Diana nichts mehr von mir wissen oder nichts mehr von Dirk wissen oder nichts mehr von uns beiden wissen. Im Rückblick ist das natürlich alles ganz normal, wenn junge Leute Mitte zwanzig, im hormonellen Gezeitenstrom treibend, dann an der einen oder anderen Küste landen.

Ich wusste nicht, ob Diana mit Dirk geschlafen hatte, bevor ich in ihre Beziehung eingebrochen war. Ich wusste, dass sie jetzt mit keinem von uns schlief. Eines Tages hatte ich einen Geistesblitz und erzählte Dirk, ich hätte die vergangene Nacht mit ihr verbracht. Als er Diana zur Rede stellte, stritt sie das natürlich ab, und er bewies seinen Mangel an Verständnis und Feingefühl für den Menschen, mit dem er es zu tun hatte, und glaubte ihr nicht. Das war sein verhängnisvoller Fehler, den er durch den Versuch, sich ihr aufzudrängen, noch schlimmer machte. Diana war nicht mehr unberührt – das war in unserem Alter niemand –, doch wie ich später erfuhr, hatte sie auch nicht viel Erfahrung, obgleich die erwähnte sexy Unschuld leicht damit zu verwechseln war. Jedenfalls versuchte man nicht, sich dieser Frau aufzudrängen, wenn man sie je wiederssehen wollte. Dirks zweiter Fehler war, dass er mich, bevor er endgültig aus unserem Leben verschwand, zusammenschlug. Er war schwerer als ich,

obwohl ich größer war. Und er landete ein paar ordentliche Treffer, ehe ihn jemand von mir wegzog. Das war das erste und letzte Mal, dass ich je richtig geschlagen wurde, auch wenn man es mir seither ein paarmal angedroht hat. Aber mein blaues Auge führte dazu, dass sich Dianas Gefühle für mich zärtlich Bahn brachen. Vielleicht hatte sie erkannt, dass meine taktische Gerissenheit nur der Gradmesser meiner Liebe war, und als ihre kühlen Lippen über meine malträtierete Wange streiften, konnte ich mir nicht vorstellen, je glücklicher gewesen zu sein.

Nachdem wir ein Jahr verheiratet waren und unsere Beziehung einiges an Schwung verloren hatte, fragte ich mich doch, ob der Konkurrenzkampf um Diana womöglich meine Leidenschaft aufgepumpt hatte. Wäre ich so verrückt nach ihr gewesen, wenn sie nicht die Freundin meines besten Freundes gewesen wäre? Aber dann wurde sie schwanger, und in unsere Ehe zogen vielerlei neue Gefühle ein, und während ihr Bauch answoll, wurde sie strahlender denn je. Ich hatte immer gern gezeichnet – noch in meinem ersten Studienjahr in Harvard übte ich mich in ernsthaften Studien –, und meine Kunstkenntnisse hatten Diana mit für mich eingenommen. Jetzt durfte ich sie zeichnen, während sie nackt für mich posierte; ihre kleinen Brüste wie reife Früchte und ihr Bauch prachtvoll gerundet, so lag sie auf ein paar Kissen gelehnt mit den Händen hinter dem Kopf und auf eine Hüfte gedreht, die Beine leicht angezogen, aber sittsam geschlossen wie bei Goyas Maja.

AM ERSTEN TAG HIELT ICH aus dem Bullaugenfenster ständig Ausschau nach der Reihe von Ereignissen, die eintreten würden, wenn klar wurde, dass ich verschollen war.

Zuerst würde Diana die Zwillinge in die Schule schicken. Sobald der Bus um die Ecke gebogen war, würde sie in meinem Büro anrufen und sich vergewissern, dass meine Sekretärin mich am Vorabend zur üblichen Zeit verabschiedet hatte. Sie würde um Benachrichtigung bitten, wenn ich zur Arbeit käme, und sie würde ihre Stimme nicht nur unter Kontrolle haben, sondern einen verbissenen-fröhlichen Ton anschlagen, als rief sie wegen einer unbedeutenden Familienangelegenheit an. Meiner Einschätzung nach würde erst nach ein, zwei Anrufen bei Freunden, die vielleicht etwas wissen könnten, die Panik einsetzen. Diana würde auf die Uhr sehen und sich gegen elf dazu durchringen, die Polizei zu rufen.

Ich irrte mich um eine halbe Stunde. Nach meiner Uhr kam der Streifenwagen um halb zwölf die Einfahrt hoch. Diana empfing die Beamten an der Hintertür. Unsere Gemeindepolizei ist gut bezahlt und höflich und hat etwa dasselbe distanzierte Verhältnis zur Kriminalität wie wir anderen auch. Aber ich wusste, sie würden eine Personenbeschreibung aufnehmen, sich ein Foto zeigen lassen und so weiter, um eine Vermisstenmeldung herauszugeben. Doch als die Cops wieder in ihrem Auto saßen, konnte ich sie durch die Windschutzscheibe lächeln sehen: Wo waren verschollene Ehemänner anders zu finden als auf St. Barts, wo sie mit ihren Chiquitas Piña Coladas tranken?

Jetzt fehlte nur noch Dianas Mutter, und um die Mittagszeit war sie in ihrem weißen Escalade aus New York eingetroffen – die Witwe Babs, die immer gegen unsere Heirat gewesen war und das jetzt wohl auch deutlich machen würde. Babs verkörperte das, was Diana, Gott behüte, in dreißig Jahren sein könnte – ein mit Keramik vollgestopftes, fettabgesaugtes, krampfadernbefreites Wesen auf Stöckelschuhen, dessen goldenes Haar so hart und glänzend war wie Erdnusskrokant.

IN DEN FOLGENDEN TAGEN fuhren andauernd Autos vor, weil Freunde und Kollegen ankamen, um ihre Hilfe anzubieten und Diana zu trösten, als ob ich gestorben wäre. Diese Aasbande, die sich kaum halten konnte vor Erregung, machte meine Frau und meine Kinder zu Opfern. Und wie viele der Ehemänner würden sich bei der ersten Gelegenheit an meine Frau ranmachen? Ich überlegte, ob ich zur Tür hereinplatzen sollte – Wakefield ist wieder auferstanden –, nur um ihre Gesichter zu sehen.

Dann wurde es wieder still im Haus. Es brannte nur wenig Licht. Ab und zu sah ich kurz jemanden an einem Fenster, konnte aber nicht erkennen, wer das war. Eines Morgens wurde, nachdem der Schulbus die Zwillinge abgeholt hatte, unter mir die Garagentür hochgeschoben, und Diana stieg in ihr Auto und fuhr wieder ins Kreiskunstmuseum, wo sie als Kuratorin arbeitete. Ich hatte Hunger, ich hatte mich ja nur von Resten aus unserem Abfall und dem Abfall von Nachbarn ernährt, und inzwischen stank ich auch deutlich, darum schlich ich mich ins Haus und machte von seinen Annehmlichkeiten Gebrauch. Ich aß Kekse und Nüsse aus der Speisekammer. Nach dem Duschen spülte ich sorgfältig mein Handtuch aus, steckte es in den Trockner und legte es ordentlich gefaltet wieder in den Wäscheschrank. Ich klaute ein paar Socken und Unterhosen, weil ich mir dachte, davon gebe es ganze Schubladen voll und es werde nicht auffallen, wenn einige fehlten. Am liebsten hätte ich auch ein sauberes Hemd und ein zweites Paar Schuhe mitgenommen, aber das schien mir zu riskant.

Damals machte ich mir noch Gedanken um Geld. Was sollte ich tun, wenn ich das bisschen Bargeld in meiner Brieftasche ausgegeben hatte? Wenn ich vollständig verschwinden wollte, konnte ich meine Kreditkarten nicht mehr benutzen. Ich könnte einen Scheck zurückdatieren

und in der Filiale der hiesigen Bank an der Hauptstraße einlösen, aber wenn der monatliche Kontoauszug käme, würde Diana die Abhebung sehen und denken, mein Verlassen der Familie sei eine von langer Hand geplante Tat gewesen, was sie natürlich nicht war.

Eines frühen Abends, zu der Zeit, wenn die Apfelblüten ihren lieblichen Duft verströmen, kam Diana in den Garten heraus. Ich beobachtete sie aus meinem Garagenatelier. Sie pflückte eine Blüte ab und legte sie sich an die Wange. Dann sah sie sich um, als hätte sie etwas gehört. Sie schaute nach allen Seiten, und ihr Blick wanderte sogar über die Garage. Sie stand da, als ob sie lauschte, den Kopf leicht zur Seite geneigt, und ich hatte das Gefühl, dass sie beinahe wusste, wo ich war, dass sie meine Anwesenheit gespürt hatte. Ich hielt den Atem an. Gleich darauf drehte sie sich um und ging wieder ins Haus, und die Tür fiel zu, und ich hörte das Schloss klicken. Dieses laute Klicken hatte etwas Endgültiges. Für mich hörte es sich an wie meine Entlassung in eine andere Welt.

Ich betastete die Stoppeln an meinem Kinn. Wer war dieser Mann? Ich hatte überhaupt noch nicht daran gedacht, was ich in meiner Kanzlei zurückgelassen hatte – die Fälle, die Mandanten, die Teilhaber. Mir schwindelte beinahe. Ich würde nicht mehr in den Zug steigen. Unter mir in der Garage stand mein geliebtes silberfarbenedes BMW 325 Cabrio. Was nutzte mir das? Ich spürte einen ungewohnten Trotz, als würde ich gleich brüllen und mir an die Brust schlagen. Ich brauchte die Freunde und Bekannten gar nicht, die mit den Jahren zusammengekommen waren. Ich benötigte kein frisches Hemd mehr und auch kein glatt rasiertes Gesicht. Ich würde nicht mit Kreditkarten und Handys leben. Ich würde, so gut es ging, von dem leben, was ich finden oder selbst erzeugen konnte. Wenn das ein einfacher Fall des Verlassens von Weib

und Kindern gewesen wäre, hätte ich Diana einen Zettel hingelegt, damit sie sich einen guten Anwalt nahm, hätte meinen Wagen aus der Garage geholt und mich auf den Weg nach Manhattan gemacht. Ich hätte mich in einem Hotel einquartiert und wäre am nächsten Morgen zu Fuß zur Arbeit gegangen. Das konnte jeder, weglaufen konnte jeder; er konnte sich davonmachen, so weit es ging, und dennoch derselbe bleiben. Da war nichts weiter dabei. Bei mir war das anders. Dieser seltsame Vorort war eine Umgebung, in der ich für mich selbst sorgen musste, wie ein Verirrter im Dschungel, wie ein Schiffbrüchiger auf einer Insel. Ich würde nicht davonlaufen – ich würde mir diese Umgebung erobern. Das war das Spiel, falls es denn ein Spiel war. Das war die Herausforderung. Ich hatte nicht nur mein Zuhause verlassen; ich hatte das ganze System verlassen. Dieses Leben im glitzernden Auge des raffgierigen Waschbären war das, was ich wollte, und ich hatte mich noch nie so absolut sicher gefühlt, als wären die verschiedenen Phantombilder meiner selbst in der endgültigen Form meines wahren Ichs aufgegangen – klar und eindeutig in dem Howard Wakefield, zu dem ich bestimmt war.

In meinem Überschwang begriff ich durchaus, dass ich vielleicht meine Frau verlassen hatte, sie aber dennoch im Auge behalten konnte.

ICH WAR NUN ZWANGSLÄUFIG NACHTAKTIV. Tagsüber schlief ich in der Kammer über der Garage, und nachts ging ich raus. Ich achtete sorgfältig auf das Wetter und die Helle des Mondlichts. Ich schlich von einem Garten zum anderen, Bürgersteigen und Straßen traute ich nicht. Ich erfuhr viel über die Leute in der Nachbarschaft, was sie aßen, wann sie ins Bett gingen. Als der Frühling in

den Sommer übergang und die Leute in die Ferien fuhren, standen mehr Häuser leer, und es gab weniger Möglichkeiten, in den Abfalltonnen nach Nahrung zu stöbern. Andererseits gab es auch weniger Hunde, die mich anbellten konnten, während ich unter den Bäumen dahinschlich, und wo ein großer Hund war, war auch eine große Hundetür, und ich konnte hineinkriechen und mich in der Speisekammer an Konservendosen und abgepackten Lebensmitteln bedienen. Ich nahm nie anderes mit als Essen. Ich sah mich, wenn auch nicht ernsthaft, auf einer Stufe mit den indianischen Büffeljägern, die ein Tier wegen seines Fleisches und seines Fells töteten und danach seiner emporgestiegenen Seele dankten. Im Grunde machte ich mir keine Illusionen über die moralische Richtigkeit meines Treibens.

Meine Kleider zeigten allmählich Verschleißerscheinungen. Mir wuchs ein Bart, und meine Haare waren länger. Als es auf den August zuging, fiel mir ein, dass Diana, wenn sie das tun wollte, was wir jahrelang getan hatten, das Haus auf Cape Cod mieten würde, das wir so gern hatten, und für einen Monat mit den Mädchen hinfahren würde. In meinem Garagenversteck gab ich mir jede Mühe, die Unordnung wieder herzustellen. Ich wollte im Freien schlafen, bis sie hier heraufkamen, um die Schwimmwesten, das Bellyboot, die Schwimmflossen, die Angelruten und anderen Sommerkrepel zu holen, den ich gehorsamst angeschafft hatte. Ich fühlte mich unerhört vertrieben, als ich aus meinem Viertel hinauszog, um mir einen Schlafplatz zu suchen, und erkannte, dass ich noch kaum begonnen hatte, die mir zur Verfügung stehenden Ressourcen zu nutzen, als ich zu einem unerschlossenen Areal kam, das so verwildert war, wie ich es mir nur wünschen konnte. Es dauerte einen Moment, bis ich im trüben Licht eines Halbmonds merkte, dass ich

mich auf dem zum städtischen Naturpark auserkorenen Gelände befand, wo man Schulkinder hinführte, damit sie eine Vorstellung davon bekamen, wie ein nicht zugepflastertes Universum aussah. Ich hatte meine eigenen Kinder hierhergeführt. Meine Kanzlei hatte die wohlhabende Witwe vertreten, die der Stadt dieses Stück Land vermacht und testamentarisch bestimmt hatte, es solle für alle Zeiten so erhalten bleiben, wie es war. Nun lag es in seiner ganzen Verwilderung ausgebreitet vor mir. Der Boden war weich und sumpfig, abgefallene Äste lagen über den Wegen, ich hörte die zwanghaft sich selbst hypnotisierenden Zikaden, das Grunzen der Ochsenfrösche und wusste mit meinem neu entwickelten animalischen Gespür, dass sich hier auch vierfüßige Wesen herumtrieben. Am Ende dieses Waldes fand ich einen kleinen Teich. Vermutlich wurde er von einer unterirdischen Strömung mit Frischwasser versorgt, denn das Wasser war kalt und klar. Ich zog mich aus und badete und streifte mir dann die Kleider wieder über den nassen Körper. In dieser Nacht schlief ich in dem gegabelten Stamm eines abgestorbenen alten Ahornbaums. Ich kann nicht behaupten, dass ich gut geschlafen hätte; Motten strichen mir übers Gesicht, und um mich herum regte sich beständig ein unbekanntes Leben. Mir war wirklich recht unbehaglich zumute, aber ich wollte durchhalten, bis solche Nächte für mich normal wären.

Doch als Diana und die Mädchen in ihre Ferien gefahren waren und ich mein Lager in der Kammer über der Garage wieder in Besitz nehmen konnte, fühlte ich mich schändlich einsam.

DA ICH JETZT AUSSAH WIE DER WANDELNDE TOD, hielt ich meine Chance, unerkannt herumlaufen zu kön-

nen, für mindestens fifty-fifty. Ich war dünn und hatte einen langen Bart, und um mein Gesicht hingen zottige Haare. Als die Haare länger wurden, sah ich, dass die Arbeit des Friseurs früher das zunehmende Grau verborgen hatte. Mein Bart war sogar noch stärker von Grau durchsetzt. Ich begab mich in meinen Lumpen ins Geschäftsviertel und machte mir die sozialen Einrichtungen der Stadt zunutze. In der öffentlichen Bibliothek, die im Übrigen auch eine gut gepflegte Herrentoilette hatte, las ich die Tageszeitungen, wie um mich über das Leben auf einem anderen Planeten zu informieren. Ich dachte, es passe besser zu meinem Image, die Zeitungen zu lesen, als mich an einen der Bibliothekscomputer zu setzen.

Bei schönem Wetter ließ ich mich gern auf einer Bank im Einkaufszentrum nieder. Ich bettelte nicht; wenn ich gebettelt hätte, hätten die Leute vom Wachschutz mich weggescheucht. Ich schlug die Beine übereinander und richtete mich hoch auf und zeigte Haltung. Meine majestätische Pose ließ Passanten glauben, ich sei ein irregeleiteter Exzentriker. Kinder kamen auf Drängen ihrer Mütter an und drückten mir Münzen oder Dollarscheine in die Hand. So konnte ich mir ab und zu eine warme Mahlzeit im Burger King oder einen Kaffee bei Starbucks gönnen. Ich stellte mich dann stumm und zeigte auf das, was ich wollte.

Ich betrachtete diese Exkursionen ins Zentrum als verwegene Abenteuer. Ich musste mir beweisen, dass ich Risiken eingehen konnte. Obwohl ich keinen Ausweis bei mir hatte, bestand immer die Möglichkeit, dass jemand, sogar Diana selbst, falls sie früher aus dem Urlaub zurückgekehrt war, vorbeikam und mich erkannte. Ich hätte mir das beinahe gewünscht.

Doch nach einer Weile war bei diesen Ausflügen der Reiz des Neuen verfliegen, und ich zog mich wieder in

meine häusliche Einsamkeit zurück. Ich nahm meine Verwahrlosung auf mich wie eine religiöse Buße; ich kam mir vor wie ein Mönch in einem Orden, der sich dem Dienst an Gottes ursprünglicher Welt geweiht hatte.

Grauhörnchen wanderten über die Telegrafendrähte, ihre Schwänze wie eine Folge von Signalpulsen. Waschbären zogen die Deckel von den Mülltonnen, die zur morgendlichen Leerung am Bordstein standen. Wenn ich den Waschbären bei einer Tonne zugekommen war, wussten sie sofort, dass da für sie nichts zu holen war. Jede Nacht drehte ein Skunk seine Runden wie ein Wachmann, immer dieselbe Tour, an der Garage vorbei und durch das Bambusgehölz und quer durch Dr. Sondervans Garten, um dann in dessen Einfahrt zu verschwinden. Im Naturpark wurde ich beim Schwimmen im Teich von einer seidig glänzenden, schleimbedeckten, nachtschwänzigen Bismarckbeobachtet. Ihre dunklen Augen funkelten im Mondschein. Sie tauchte erst in den Teich, wenn ich herausgekommen war, leise und ohne das Wasser erkennbar aufzuwühlen. Morgens gab es meist eine Kräheninvasion, zwanzig oder dreißig Vögel stießen gleichzeitig mit lautem Gekrächze vom Himmel herab. Es war, als wären in den Bäumen Lautsprecher aufgehängt. Manchmal wurden die Krähen still und sandten Spährupps aus, dann kreisten ein, zwei Vögel herum und landeten auf der Straße, um ein Bonbonpapier oder die Reste in einem Abfalleimer zu untersuchen, den die Müllmänner nicht ganz geleert hatten. Ein totes Grauhörnchen gab Anlass zu einem Festgelage, eine große schwarze Masse von flatternden Federn und ruckenden Köpfen ließ von dem Kadaver nur noch die Knochen übrig. Insgesamt bildeten sie so etwas wie einen Krähenstaat, und falls es darin Dissidenten gab, konnte ich sie nicht entdecken. Aber es gefiel mir nicht, dass sie die kleineren Vögel vertrieben – ein Paar

Kardinäle zum Beispiel, die im Garten nisteten und keinen so großen Aktionsradius hatten wie diese gefräßigen schwarzen Vögel, die ebenso schnell wieder verschwanden, wie sie gekommen waren, in kraftvollem Flug zur nächsten Straße oder zur nächsten Stadt.

Natürlich waren ständig Hauskatzen auf Mäusejagd, und spätnachts bellte in dem einen oder anderen Haus ein Hund, aber die hatten in meinen Augen keine legitimen Ansprüche. Sie führten ein behütetes Leben; sie waren auf Geheiß von Menschen da.

Eines Nachts zu Beginn des Herbstes, als der sumpfige Boden des Naturparks von abgefallenem Laub übersät war, hatte ich mich hingehockt, um mir eine rund dreißig Zentimeter lange tote Schlange anzusehen, die, wie ich meinte, zu Lebzeiten hätte grün gewesen sein können, als ich beim Aufstehen spürte, wie mir etwas über den Kopf strich. Ich schaute hoch und sah die Flügel einer gespenstisch bleichen Eule, die sich an ihren Körper legten, während sie in einem Baum verschwand. Die fedrige Berührung des Eulenflügels an meiner Kopfhaut ließ mich erschauern.

Diese Tiere und ich waren entweder Nahrung füreinander oder nicht. Das war alles. In meiner Einsamkeit war ich vermessen geworden, meine Liebe blieb unerwidert, ich war für sie alle so unbedeutend, wie sie es einst für mich gewesen waren.

DIANA FÜHLTE SICH IMMER WOHL in ihrem Körper und achtete nicht darauf, sich vor unseren Mädchen etwas überzuziehen. Es machte ihr nichts aus, wenn man sie nackt sah, und als ich durchblicken ließ, das sei vielleicht nicht besonders gut für die Mädchen, erwiderte sie, im Gegenteil, es sei lehrreich für sie, zu sehen, dass eine

Frau ihre Körperlichkeit ganz natürlich und unbefangen annehmen könne. Tja dann, und wenn es ein Mann ist, wenn sie mich herumlaufen sähen, wie die Natur mich geschaffen hat?, sagte ich. Und Diana sagte, Also wirklich, Howard, die Prüderie in Person und im Adamskostüm? Undenkbar.

In unserem Schlafzimmer war es Diana anscheinend egal, ob die Jalousien offen waren, wenn sie sich anzog oder auszog. Immer war ich es, der die Jalousien herunterließ. Für wen lässt du deine Reize spielen?, sagte ich dann zu Diana, und sie sagte, Für den überaus gut aussehenden Mann draußen im Apfelbaum. Doch anscheinend war sie sich, wenn sie nackt am Schlafzimmerfenster stand, ihrer Wirkung ebenso wenig bewusst, wie wenn sie Männern auf Cocktailpartys schöne Augen machte. Dieses ganze Verhalten war zweideutig und blieb mir ein Rätsel.

Und jetzt saß ich zwar nicht oben im Apfelbaum, aber ich hatte auf unserem Stück Land mehrere Beobachtungsposten gefunden, von denen aus ich ziemlich viel von ihr sehen konnte, wenn sie abends ins Bett ging. Und zwar immer allein, wie ich befriedigt feststellte. Manchmal stellte sie sich direkt ans Fenster und sah in die Dunkelheit hinaus, während sie ihre Haare büstete. In diesen Momenten, wenn sie mit dem Rücken zum Licht stand, konnte ich ihre wunderschöne Figur nur als Silhouette sehen. Dann drehte sie sich um und ging ins Zimmer zurück. Ein Mädchen mit schlanker Taille, schmalen Schultern und einem strammen Hinterteil.

Wenn ich meine Frau nackt sah, musste ich seltsamerweise meist an ihre finanzielle Lage denken. Damit wollte ich mir die Zuversicht einflößen, sie würde es nicht nötig finden, das Haus zu verkaufen und fortzuziehen. Ihr Gehalt im Museum reichte gerade aus, und wir hatten eine Hypothek aufgenommen, hatten Schulgebühren für die

Zwillinge zu zahlen – die üblichen Ausgaben eben. Andererseits hatte ich ein Sparkonto auf ihren Namen eingerichtet und regelmäßig darauf eingezahlt. Für meine Kapitalanlagen gab es ein Treuhandkonto, zu dem sie ebenso Zugang hatte wie ich. Und mit meinem Teilhaberbonus vom letzten Jahr hatte ich einen beträchtlichen Teil der Hypothek getilgt. Sie musste sich vielleicht bei den Kleiderkäufen einschränken und auf den einen oder anderen kleinen Luxus verzichten, sie musste die Hoffnung aufgeben, die Badezimmer ganz in Marmor zu renovieren, aber verarmen würde sie nicht. Der Verarmte war ich.

Mein Spionieren beschränkte sich nicht auf die Zeit, wenn sie ins Bett ging. Jetzt im Herbst wurde es jeden Tag früher dunkel. Ich wusste gern, was dort vor sich ging. Ich kauerte mich in das Gartenlaub unter den Fenstern und belauschte die Gespräche. Da saß sie im Esszimmer und half den Zwillingen bei den Hausaufgaben. Oder alle drei bereiteten gemeinsam das Abendessen zu. Mein Name fiel nicht ein einziges Mal. Streitereien konnte ich auch vom äußersten Ende des Grundstücks hören, eins der Mädchen kreischte und stampfte mit dem Fuß auf. Eine Tür schlug zu. Manchmal kam Diana auf die rückwärtige Veranda heraus und zündete sich eine Zigarette an, hielt ihren Ellenbogen umfasst, und die Hand mit der Zigarette zeigte zum Himmel. Das war neu – sie hatte sich das Rauchen vor Jahren abgewöhnt. Manchmal ging sie abends aus, und ich sah nur das flackernde farbige Licht des Fernsehers im Wohnzimmer. Es gefiel mir nicht, dass sie die Zwillinge allein ließ. Ich hielt am Bullaugenfenster in meiner Kammer Wache, bis ich ihren Wagen in die Einfahrt einbiegen sah.

An Halloween wimmelte es auf der Straße von Eltern, die ihre putzig verkleideten Kinder von einer Veranda zur anderen eskortierten. Diana wappnete sich immer für den

Überfall und kaufte tonnenweise Süßigkeiten. In meinem Haus brannten sämtliche Lampen. Ich hörte Gelächter. Und da zogen unter dem Fenster meiner Garagenkammer ein paar von Dr. Sondervans Patienten vorbei. Sie waren durch den Bambus geschlüpft und spazierten in aller Ruhe die Einfahrt entlang, diese großen Kinder mit ihren Plastiktüten für die Schätze, die sie einsammeln würden, wenn die Nachbarn sie mit leichtem Unbehagen an der Haustür empfangen.

ALLE ZWEI WOCHEN STELLTEN DIE EINWOHNER der Stadt ihren Sperrmüll heraus: alte Fernsehapparate, zerbrochene Stühle, Kartons voller Taschenbücher, Sofafischchen, kaputte Lampen, Spielzeug, für das die Kinder zu alt geworden waren, und so weiter. Aus diesem Fundus hatte ich mir bereits einen brauchbaren, nur leicht zerrissenen und spermafleckigen Futon besorgt sowie ein altes Kofferradio, das so aussah, als würde es noch funktionieren, falls ich Batterien dafür auftreiben könnte. Die Musik fehlte mir am meisten.

In dieser Nacht ging ich auf die Suche nach Schuhen. Meine waren hinüber. Sie fielen auseinander. Draußen war es feucht; am Nachmittag hatte es geregnet, und auf den Straßen klebte rutschiges, nasses Laub. Jetzt kam es auf die richtige Zeitplanung an: Um ein Uhr morgens stand alles, was weggeworfen werden sollte, auf dem Bürgersteig. Um zwei war alles Brauchbare verschwunden. In solchen Nächten fuhren Leute aus dem Süden der Stadt mit ihren alten Kleintransportern oder mit windschiefen Autos in der Gegend herum, dann hielten sie an und sprangen bei laufendem Motor heraus, um dieses oder jenes zu begutachten, packten jedes Teil und untersuchten, ob es ihren hohen Ansprüchen genügen würde.

Einige Straßenbiegungen von meinem Basislager entfernt, erspähte ich im Licht einer Straßenlampe einen vielversprechenden Fund – einen ungewöhnlich großen Gerümpelhaufen am Bordstein, der in einer Galerie in Chelsea auch als Installation durchgegangen wäre. Er zeugte davon, dass es jemand eilig hatte, hier wegzuziehen – stapelweise Stühle, offene Kartons mit Spielsachen und Plüschtieren, Brettspiele, ein Sofa, ein Bettkopfteil aus Messing, Skier, ein Schreibtisch mitsamt angeschraubter Lampe und ganz unten mehrere Lagen Männer- und Frauenkleidung, die vom Tau schon feucht wurden. Ich war eifrig dabei, einiges beiseitezulegen und unter den Anzügen und Kleidern herumzuwühlen, und hörte darum weder den Laster kommen noch die Männer herausspringen, es waren zwei, die da plötzlich neben mir standen, zwei Kerle in ärmellosen T-Shirts, die ihre muskulösen Arme sehen ließen. Sie redeten in irgendeiner fremden Sprache miteinander, und es war, als wäre ich gar nicht da, denn während sie sich durch den Schatz arbeiteten und die Möbel in ihren Laster wegschleppten, die Kartons mit Spielzeug, die Skier und alles andere, gelangten sie recht schnell an den Kleiderhaufen, unter dem ich gerade drei oder vier Schuhschachteln entdeckt hatte, und sie stießen mich weg, um an die Schachteln zu kommen. Moment mal, dachte ich, als ich ein Paar weiß-braune Budapester gefunden hatte, überhaupt nicht mein Stil, aber im Mondschein sahen sie aus, als wären sie geradewegs aus einem Schaufenster gekommen und hätten ungefähr meine Größe. Ich streifte meine löchrigen Schuhe ab, von denen schon die Sohlen abgingen. Bisher hatte ich keinen Grund zu der Annahme, diese Lumpensammler seien mehr als ungehobelte Trampel. Jetzt stellte sich heraus, dass auch eine Frau dabei war, die noch breitschultriger und dickarmiger war als die Männer, und während ich da stand,

beschloss sie, sich mein Paar Schuhe auch noch anzueignen. Nein, sagte ich. Das ist meins, meins! Die Schuh-schachtel war aufgeweicht, und als wir beide daran zerrten, ging sie kaputt, und die Schuhe fielen auf den Boden. Ich war schneller als die Frau und schnappte mir das Paar. Meins!, schrie ich und schlug die Schuhe, Sohle an Sohle, vor ihrem Gesicht zusammen. Sie kreischte auf, und schon rannte ich die Straße entlang, und die beiden Männer jagten mir laut fluchend nach, jedenfalls nahm ich an, dass das Flüche waren, derbe heisere Kraftausdrücke, die in den Bäumen widerhallten und in den dunklen Häusern Hunde in Gebell ausbrechen ließen.

Ich rannte gleichmäßig, je einen Schuh auf die Hände gesteckt wie ein Paddel. Hinter mir hörte ich schweres Keuchen, dann einen Schrei, als einer der Männer auf dem nassen Laub ausglitt und stürzte. Beim Rennen stellte ich mir die stumpfen Gesichter dieser Leute vor und meinte, das müssten eine Mutter und ihre zwei Söhne sein. Vermutlich handelten sie gewerbsmäßig mit ihren Sammlerstücken. Das war bewundernswert – ein Einstieg in den amerikanischen Traum. Aber ich hatte sie zuerst gehabt – ich meine die Schuhe –, und nach den Gesetzen des Bergungsrechts gehörten sie mir.

Meins!, hatte ich gerufen, wie ein Kind. Meins, meins! Das waren die ersten Worte, die ich in all den Monaten meiner Verwahrlosung von mir gegeben hatte. Und als ich das tat, dachte ich fast, da hätte jemand anders gesprochen.

Meine Ortskenntnis verschaffte mir einen Vorteil vor meinen Verfolgern, und den baute ich aus, indem ich quer durch Gärten und in Einfahrten und durch Gartentore rannte, was meine zarten nassen Füße mit jedem Schritt arg strapazierte. Ich hörte ein rhythmisches Keuchen und merkte, dass es aus meiner eigenen schmerzenden Brust

kam. Ich wagte nicht, mich umzuschauen. Auf einer Straße in der Nähe hörte ich irgendwo ihren Laster und stellte mir die Mutter, dieses stämmige Bauernweib, hinter dem Steuer vor, wie sie über ihre Scheinwerfer hinweg nach mir Ausschau hielt. Ich näherte mich jetzt meinem Atelier, ich kam von hinten durch den Garten meines Nachbarn Sondervan. Mein Verstand sagte mir, es wäre nicht in meinem Sinn, dass diese Leute wussten, wo ich wohnte. Wenn sie mich die Treppe zu meiner Kammer über der Garage hochgehen sahen, konnten sie Vergeltung üben, wann immer sie wollten. Meine Lösung des Problems war nicht ganz logisch: Als ich an das Bambusgehölz kam, schwenkte ich um und verdrückte mich über die drei Steinstufen zum Souterrain von Sondervans Haus.

Die Tür war nicht abgeschlossen. Ich schlüpfte hinein, ließ mich an der Wand hinuntergleiten und versuchte, wieder Atem zu schöpfen. Am Ende eines kurzen Korridors befand sich eine weitere Tür, die nun für mich sichtbar wurde, weil dahinter das Licht anging. Die Tür öffnete sich, und ich musste mich mit erhobenen Armen gegen das Licht schützen. Das war sicher ein merkwürdiges Bild, wie ich da mit je einem Budapester Schuh auf den Händen saß, als würde man Schuhe so tragen, denn die Gestalt, die dort stand, fing an zu lachen.

So wurde ich zum Vertrauten von zwei der bedauerlichen Wesen, die in dem Souterrainheim unter der Obhut von Dr. Sondervan lebten.

EINS DIESER WESEN HATTE DAS DOWNSYNDROM und hieß Herbert. Das andere war seine Freundin Emily – ich weiß nicht, was ihr Gebrechen war, aber sie lächelte unaufhörlich, sei es aus fortwährender Seligkeit oder

einem neurologischen Defekt, aber so oder so war es gruselig und unnatürlich. Wie alt dieses Mädchen mit den vorstehenden Zähnen und den flaumdünnen Haaren war, hätte ich nicht sagen können – sie mochte irgendwo zwischen vierzehn und neunzehn sein. Sie und Herbert, der in seinen Proportionen zu klein geraten war und einen runden Kopf hatte, Schlitzaugen und eine Nase, die aussah, als hätte er eine Boxerkarriere hinter sich, schienen sich von den vier anderen Patienten dort unten abzuheben; die hielten sich abseits, musterten mich in dieser ersten Nacht mit einem Blick und kümmerten sich danach nicht mehr um mich – alle offenbar im Teenageralter, drei Jungen, ein Mädchen, die im Vergleich zu Herbert und Emily körperlich normal wirkten, aber in ihrer eigenen Welt lebten und wenig Interesse an dem zeigten, was um sie herum geschah. Ich hielt sie für Autisten der einen oder anderen Art, obwohl ich über Autismus natürlich nichts wusste außer dem, was ich in Zeitschriften gelesen oder im Fernsehen gesehen hatte.

Herbert und Emily aber sahen mich da mit den Schuhen auf den Händen sitzen und schlossen mich auf der Stelle ins Herz, als hätten sie jemanden gefunden, der geistig noch weniger vom Glück begünstigt war als sie, die vielleicht nicht viel wussten, aber das wussten sie doch, dass man Schuhe gemeinhin eher an den Füßen trug. Sie fragten nicht, was mich an ihre Tür geführt hatte, sondern nahmen mich auf, wie man eine streunende Katze aufnimmt. Sie waren vom ersten Moment an fürsorglich auf mein Wohl bedacht, ließen mich ihre Namen wiederholen, um sich zu vergewissern, dass ich sie verstanden hatte, und fragten mich dann, wie ich heiße. Howard, sagte ich, ich heiße Howard.

Sie brachten mir ein Glas Wasser, und Emily strich mir unter fortwährendem Kichern das verschwitzte Zottel-

haar aus der Stirn. Howard ist ein schöner Name, sagte sie. Hast du den Herbst auch so gern, Howard? Ich finde es schön, wenn die Blätter fallen, du auch?

Sie zogen mir die Schuhe von den Händen und streiften sie über meine nassen Füße, dann band Herbert, dem vor lauter Konzentration der Mund offen stand, mir die Schnürsenkel, und Emily schaute zu, als wäre das ein chirurgischer Eingriff. Das hast du tadellos hingekriegt, Herbert, wirklich sehr schön, sagte sie. Sobald ich dachte, jetzt sei die Luft rein und ich könne wieder gehen, wollten sie mich unbedingt zu meiner Garage begleiten und passeten auf, wie ich die Treppe hinaufstieg, damit ich auch ja nicht stürzte.

Jetzt wussten also zwei von Dr. Sondervans Schwachsinnigen von mir. Wenn die beiden etwas von einem Howard daherplapperten, dem netten Mann, der nebenan über der Garage wohnte, würde mich dieses Paar Schuhe teuer zu stehen kommen. Sie konnten nicht nur dem Doktor etwas erzählen, sondern auch seinem Personal, den drei oder vier Frauen, die für die Hausarbeit zuständig waren. Ich sah mich in meiner Dachkammer um, meinem De-facto-Zuhause. Das einzig Vernünftige wäre, mich davonzumachen. Aber wie konnte ich das? Während ich mich mit dieser Frage herumschlug, hielt ich tagsüber Wache und nahm meine nächtliche Nahrungssuche erst auf, wenn bei ihnen längst das Licht ausgegangen war.

Ein paar Tage später sah ich Herbert und Emily und die anderen morgens im Garten. Sie saßen auf dem Boden, und Sondervan hielt einen Vortrag wie vor einer Schulklasse. Der Doktor war ein großer, aber vornübergebeugter Mann Mitte siebzig mit einem grauen Spitzbart und einer schwarzen Hornbrille. Ich hatte ihn nie ohne Jackett und Krawatte gesehen, und in Anbetracht der Jahreszeit trug er zudem noch einen kurzärmeligen Pullover, der als

Weste diente. Ich konnte nicht verstehen, was er sagte, aber ich hörte seine Stimme; es war eine dünne, hohe Alt männerstimme, aber doch selbstbewusst und von einer beinahe dünnelhaft angemessenen Autorität. Einmal hob Herbert eine Handvoll abgefallener Blätter auf und warf sie in die Luft, sodass sie auf Emilys Kopf regneten. Sie lachte natürlich und unterbrach damit den Vortrag. Der Doktor funkelte sie wütend an. Wie normal das alles war. Hätten Herbert und Emily meinen Aufenthaltsort verraten, dann hätte ich mittlerweile doch sicher etwas von irgendjemandem gehört – von Sondervan selbst oder von Diana oder von der Polizei oder von allen zusammen, und meine kleine Welt wäre über mir zusammengebrochen. Ich begriff, dass die geistig zurückgebliebenen Kinder, falls es denn Kinder waren, aus irgendeinem Grund, einer dissidentischen Regung vielleicht, die sie selbst nicht verstanden, beschlossen hatten, dass ich ihr Geheimnis bleiben sollte.

ES WAR SELTSAM – wenn sie mich einmal gefahrlos besuchen konnten, freute ich mich an ihrer Gesellschaft. Ich fühlte mich geistig wohl bei der verminderten Wattstärke, die für eine Unterhaltung mit ihnen nötig war. Sie waren durchaus fähig, etwas zu sehen, etwas wahrzunehmen. Ihr vorherrschendes Gefühl war Staunen. Alles in meiner Kammer wurde untersucht, als wären sie Besucher in einem Museum. Herbert machte immer wieder die Messingschnallen an meinem Anwaltskoffer auf und zu. Emily stöberte in Dianas Aussteuertruhe und förderte einen alten silbernen Handspiegel zutage, in dem sie sich dann betrachtete. Vielleicht ging ich, da ich seit Monaten mit keiner Menschenseele gesprochen hatte, allzu sehr auf sie ein, aber ich erklärte ihnen mit Vergnügen, wie eine

Schwimmweste funktionierte und warum man zum Golfspielen viele Schläger brauchte oder wie Spinnweben entstanden oder warum ich ein weiteres Ausstellungsstück, hier in dieser Kammer wohnte. Ich erzählte ihnen eine bereinigte Version: Ich sei ein Vagabund, ein Einsiedler auf eigenen Wunsch, und diese Kammer sei eine Station auf meinem Lebensweg. Dann musste ich ihnen versichern, dass ich vorerst nicht die Absicht hatte, weiterzuziehen.

Ich machte mir Sorgen, dass man sie in ihrem Heim vermissen würde, aber irgendwie wussten sie, wann sie sich gefahrlos davonestehlen konnten. Und sie brachten mir kleine Geschenke mit, etwas zu essen und Flaschen mit Wasser, da sie auch ohne eine Erklärung meinerseits sahen, dass ich ein bedürftiger Mensch war. Manchmal brachten sie mir ein Stück Kuchen mit und sahen feierlich zu, wie ich es verspeiste. Herbert mit den dunklen Mandelaugen in seinem Kugelkopf hatte einen höchst eindringlichen Blick. Er hielt seine Schultern umfasst, während er die Bewegungen meiner Kiefer verfolgte. Und Emily plapperte natürlich drauflos, als müsste sie für beide reden. Schmeckt der nicht lecker, Howard? Isst du gern Kuchen? Was ist deine Liebessorte? Ich mag am liebsten Schokoladenkuchen, aber Erdbeer ist auch gut.

Sie mochten einem das Herz zerreißen – und das taten sie, denn sie katapultierten mich in das Reich unbarmherziger Normalität –, aber tatsächlich waren Herbert und Emily für mich da, als ich sie brauchte. Zwar waren meine Überlebensfähigkeiten nun gut ausgeprägt, doch ein Rest der für den oberen Mittelstand typischen Gleichgültigkeit gegen das Wetter hatte mich unvorbereitet in den Winter gehen lassen. Was nach Thanksgiving in den Mülltonnen der Nachbarschaft landete, hatte mich einige Tage lang

gut ernährt, aber bei meinen Beutezügen fröstelte ich, und keine Woche später pfiff der Wind durch die Wände meines Dachkammerverstecks. Eine Heizung gab es hier oben nicht. Der Winter mit seinen vielfältigen Auswirkungen gefährdete meinen Lebensstil.

Ich verfluchte mich dafür, dass ich als Hausbesitzer diese Kammer so nachlässig instand gehalten hatte. Ich durchforstete das ganze Gerümpel, in dem ich lebte, und nachdem ich in Dianas ererbter Aussteuertruhe ein paar uralte Vorhänge gefunden hatte, legte ich sie über den alten Mantel, den ich als Bettdecke benutzte, zog mir die auf der Straße gefundene Strickmütze über die Ohren, rollte mich unter diesen erbärmlichen Hüllen auf meinem erbeuteten Futon zusammen und versuchte, meine Zähne am Klappern zu hindern.

Wie sollte ich verfolgen, was in meinem Haus vor sich ging, wenn nach dem ersten Schneefall jeder meiner Schritte durch den Garten eine inkriminierende Spur und einen so klaren Beweis dafür hinterlassen würde, dass da jemand auf dem Grundstück herumschlich, dass Diana sofort zum Telefon greifen und die Gemeindepolizei rufen würde?

Während einiger kalter und trockener Tage war ich versucht, mich durch die Hintertür in mein Haus zu stehlen und mich am Heizkessel in meinem Keller zu wärmen, wo ich zwischen Mitternacht und Tagesanbruch ein paar Stunden lang sicher wäre. Aber ich wollte mich meinem früheren Ich nicht beugen. Ich wollte alles so machen wie bisher. Und das bedeutete auch, dass eine Wärmestube für Obdachlose – irgendwo in der Stadt musste es eine geben, wahrscheinlich im Süden, wo Immigranten, illegale Ausländer und Geringverdiener wohnten – für mich nicht infrage kam. Und Prinzipien hin oder her: Auch Obdachlose haben einen Namen, eine Geschichte und

neugierige Sozialarbeiter. Wenn ich mich taub und stumm stellte, würde ich am Ende zwangsläufig irgendwo eingewiesen werden. Dann lieber erfrieren. Soweit ich wusste, war das gar nicht so schlimm – man hatte einfach ein Gefühl von Wärme und schief ein.

Eine andere Möglichkeit, die mir keins meiner Gelübde verbot, war, in Dr. Sondervans Haus unterzuschlüpfen. Nun stimmt es zwar, dass ich mich mehr als einmal in das Souterrainheim geschlichen hatte, um dort die Toilette zu benutzen, und bei Gelegenheit hatte ich sogar zu duschen gewagt, während Herbert und Emily an der Tür Wache hielten, und ein andermal hatten sie mich spätnachts in die dunkle Küche geführt, deren antiseptischer Geruch meine Nase beleidigte und deren tickende Uhr auf eine an Tyrannei grenzende Disziplin schließen ließ, sodass ich fast meinte, ihnen einen Gefallen zu tun, als ich einen Apfel und eine Hähnchenkeule annahm, aber ich konnte vernünftigerweise nicht erwarten, als Übernachtungsgast im Sanatorium dieses seltsamen Doktors unbemerkt zu bleiben.

Und während ich so mühsam hin und her überlegte und zu keinem Schluss kam, wehte der Winter mit einem heftigen Schneesturm herein, der durch die Straßen fegte und in meiner armseligen Herberge wütete wie der rächende Gott des Alten Testaments.

Natürlich war ich hier nicht gefangen; es kam mir nur so vor. Ich dachte, der Winterschlaf sei doch eine brillante Idee der Evolution, und wenn Bären und Igel und Fledermäuse es geschafft hatten, ihn in ihr Repertoire aufzunehmen, warum hatten wir das nicht geschafft?

Tatsächlich blieb der gegen die Garagenwände gewehrte Schnee dann dort hängen und verschloss die Ritzen und Spalten, und damit wurde es etwas gemütlicher in meinem Atelier, allerdings nicht rechtzeitig genug, um zu

verhindern, dass ich krank wurde. Ich dachte, ich hätte mir eine Erkältung eingefangen, als ich mit tränenden Augen und Halsschmerzen aufwachte. Doch als ich aufstehen wollte, war ich zu schwach, um mich auf den Beinen zu halten. Ich konnte fast spüren, wie der Virus fröhlich in mir rumorte. Irgendwann kommt der Moment, wo man sich eingestehen muss, dass man krank ist. Was konnte ich bei meinem unterernährten und nicht für den Winter gerüsteten Zustand anderes erwarten?

So schlecht war es mir noch nie gegangen. Wahrscheinlich hatte ich hohes Fieber, denn ich war die meiste Zeit weggetreten. Ich sehe ein Bild von zwei verängstigten jungen Schwachsinnigen vor mir, die an der Tür stehen und auf mich herabsehen. Vielleicht habe ich ihnen mit meiner bleichen, knochigen Hand kläglich zugewinkt. Und dann muss wohl einer von ihnen in dieser oder einer anderen Nacht wiedergekommen sein, denn ich wachte frühmorgens auf und hatte eine Wärmflasche unter den Füßen. Und einmal – das ist der gespenstischste Eindruck von allen – kam ich zu mir und fand Emily bei mir im Bett, vollständig bekleidet, und sie hatte die Arme und Beine um mich geschlungen, als wollte sie mich wärmen. Aber zugleich presste sie ihr Becken rhythmisch gegen meine Hüfte und gurrte etwas und küsste meine bärtigen Wangen.

NACH EINIGEN TAGEN MERKTE ICH, dass ich noch am Leben war. Ich stand von meinem kärglichen Lager auf und brach nicht zusammen. Ich war etwas schwach, aber sicher auf den Beinen und klar im Kopf. Falls man sich körperlich geläutert fühlen kann, als wäre man bis auf eine andere Haut abgeschrubbt worden, dann fühlte ich mich so. Ich betrachtete mich in dem alten silbernen

Handspiegel: Was für ein dünner, ausgemergelter Mensch war aus mir geworden, wenn auch mit vor Intelligenz glänzenden Augen. Ich fand, ich sei durch eine Krise gegangen, die eher eine geistige Prüfung gewesen war als ein lausiger Virus. Ich war wohlauf. Groß und schlank und beweglich. An meinem Bett lag ein vertrocknetes Sandwich neben einem Glas mit gefrorener Milch. Die Töpfe, die mir als Pissoir dienten, waren geleert und in einer schimmernden Reihe aufgestellt. Sonnenschein fiel durch das Bullaugenfenster und warf ein längliches Regenbogenbild von sich auf den Fußboden.

Ich wickelte mich in meinen Mantel und ging hinaus in die kalte, reine Wintermorgenluft, wobei ich aufpasste, dass ich nicht auf den vereisten Stufen ausrutschte. Das Bambusgehölz war in durchsichtiges Eis gehüllt. Ich hielt Ausschau nach meinen Freunden, nach irgendeinem Zeichen von ihnen, doch auf der Schneedecke in Sondervans Garten zeigte sich nicht eine Spur. Ich sah keinen Rauch über dem Schornstein, kein Licht an der Hintertür zum Souterrain, das sonst immer dort schien, Tag und Nacht. Also waren sie fort, die ganze Mannschaft, Patienten wie Personal. Fährt man mit einem ganzen Haus voll geistig problembehafteter Menschen in die Weihnachtsferien? Oder hatten die Nachbarn endlich eine gerichtliche Verfügung gegen Sondervans kleines Sanatorium erwirkt? Und der Doktor? War er in seine Praxis in New York geflohen? Ich wusste es nicht.

Sie hatten mich während meiner Krankheit gepflegt wie kleine Elfen, mein Herbert und meine Emily, da und doch nicht da.

Ich brauchte den ganzen Tag, um mich daran zu gewöhnen, dass ich wieder allein war in meiner vollkommenen Einsiedelei. Es war kein schlechtes Gefühl. Das kindliche Wesen der beiden hatte sich ein wenig auf mich übertra-

gen, und während es mir leidtat, dass sie nun auch dieses Zuhause verloren hatten, war es doch eine Erleichterung, wieder in meiner eigenen Gedankenwelt zu leben, von nichts abgelenkt und unbeteiligt. In jener Nacht machte ich wieder meine Runden, und die Ausbeute war gut. Ich stellte mir ein schönes Abendessen zusammen, und zum Trinken ließ ich mir Schnee im Mund schmelzen.

ALS ES MILDER WURDE und nur noch hier und da ein Rest Schnee herumlag, nahm ich die nächtliche Überwachung meines Hauses wieder auf. Ich stellte einige subtile Veränderungen fest. Diana hatte etwas mit ihren Haaren angestellt, sie waren jetzt kürzer geschnitten. Ich wusste nicht recht, ob ihr das stand. Ihr Gang hatte etwas Beschwingtes. Die Zwillinge schienen ein, zwei Zentimeter gewachsen, seit ich zum letzten Mal ins Fenster geschaut hatte. Richtige junge Damen. Keine Streitereien mehr, kein Türeenschlagen. Mutter und Töchter machten einen sehr ausgeglichenen, ja sogar glücklichen Eindruck. Der ungeschmückte Tannenbaum im Esszimmer sagte mir, dass Weihnachten noch nicht gekommen war.

Warum wirkte das alles auf mich wie eine böse Vorahnung? Mir war beklommen zumute, als ich wieder in mein Atelier hinaufstieg. Ich musste an die gesetzlichen Bestimmungen denken. Ich wusste, nachdem ich verschwunden und nach eingehenden Ermittlungen nicht gefunden worden war, würde man mich für vermisst erklären, und Diana als meine Ehegattin würde zum vorläufigen Verwalter meines Vermögens eingesetzt werden. Falls sie das nicht in die Wege geleitet hatte, hätte es sicher einer meiner Teilhaber in der Kanzlei für sie getan. Allerdings konnte ich mich nicht erinnern, wie viel Zeit vergangen sein musste, bevor ich amtlich für tot erklärt

werden würde und die Verfügungen meines Testaments ins Spiel kämen. War das ein Jahr, zwei Jahre, fünf Jahre? Und warum dachte ich überhaupt darüber nach? »Ehegattin«? »Eingehende Ermittlungen«? Warum dachte ich mit diesen Worten, diesen juristischen Begriffen? Ich hatte Recht und Gesetz aus meinen Gedanken verbannt, ich hatte reinen Tisch gemacht, also was war jetzt mit mir los?

Aus anscheinend übermütiger Verzweiflung tat ich dann etwas, was ich noch immer nicht verstehe. Ein paarmal im Jahr kam ein alter Italiener, der mit seinem Lieferwagen eine Messer- und Werkzeugschleiferei betrieb, an die Hintertür und fragte, ob irgendwas geschärft werden müsse. Er hatte seinen Wagen mit einer gasbetriebenen Schleifscheibe ausgestattet. Diana gab ihm dann kleine Scheren, Küchenmesser und Geflügelscheren, auch wenn die gar nicht geschärft werden mussten, aber sie wusste ja, dass er Arbeit brauchte. Ich glaube, es war der Charme der Alten Welt, der Diana an diesem sanften Hausierer gefiel. Da stand ich also, sah aus dem Fenster und beobachtete, wie er die Einfahrt entlangkam und an der Tür wartete, während Diana in die Küche ging, um etwas für ihn herauszusuchen.

Gleich darauf stand ich mit breitem Grinsen hinter ihm; ich war ein großes langhaariges, heimatloses menschliches Wesen mit einem grauen Bart, der ihm bis auf die Brust reichte, und musste für Diana, als sie mit ein paar Messern zurückkam, der Gehilfe des alten Italieners sein. Ich wollte ihr in die Augen schauen, ich wollte sehen, ob es da irgendein Wiedererkennen gab. Ich wusste nicht, was ich machen würde, wenn sie mich erkannte; ich wusste nicht mal, ob ich wollte, dass sie mich erkannte. Sie erkannte mich nicht. Die Messer wurden übergeben, die Tür schloss sich, und nachdem der alte Italiener mir einen

finsteren Blick zugeworfen und etwas in seiner eigenen Sprache gemurmelt hatte, ging er zu seinem Wagen zurück.

Und als ich wieder in meinem Atelier war, dachte ich an den grünäugigen Blick meiner Frau, an die Informationen, die er aufnahm, an das Urteil, das er erfasste, und das alles in dem kurzen Augenblick des Nichterkennens. Und ich, ihr rechtmäßiger Ehemann, stand da und grinste wie ein Idiot. Ich kam zu dem Schluss, es sei gut, dass sie mich nicht erkannt hatte – es wäre eine Katastrophe gewesen, wenn sie mich erkannt hätte. Aus meiner teuflischen Eingebung war ein schöner Scherz geworden. Aber die Enttäuschung wühlte wie eins dieser Messer, nach dem Schärfen, in meiner Brust.

EIN, ZWEI TAGE DARAUF, als der Sonnenuntergang am späten Nachmittag den Himmel über den großen Bäumen rot färbte, hörte ich einen Wagen die Einfahrt heraufkommen. Eine Tür schlug zu, und bis ich am Dachkammerfenster anlangte, war der unbekannte Besucher schon um die Häuserfront verschwunden. Diesen Wagen hatte ich noch nie gesehen. Es war eine Limousine der Spitzenklasse, ein schnittiger schwarzer Mercedes. Als die Sonne längst untergegangen war und in meinem Haus sämtliche Lichter brannten, sah ich den Wagen immer noch da stehen. Immer wieder ging ich ans Fenster, und immer wieder war der Wagen da. Wer dieser Unbekannte auch sein mochte, er blieb zum Abendessen. Denn natürlich wusste ich, dass es ein Er war.

Der Mond schien, und daher war es etwas riskant für mich, zum Esszimmer herumzugehen und durchs Fenster zu schauen. Die Jalousien waren geschlossen – was wollte sie verbergen?–, aber nicht ganz; über dem Fensterbrett

war eine Handbreit Licht. Als ich die Knie beugte und hineinspähte, sah ich seinen Rücken und seinen Hinterkopf und ihm gegenüber am Tisch meine lächelnde, strahlende Ehefrau, die wie zum Dank für etwas, was er gesagt hatte, ihr Weinglas erhob. Ich hörte die Stimmen der Mädchen; die ganze Familie war dort versammelt und amüsierte sich großartig mit diesem Gast, diesem ganz besonderen Gast, wer immer er sein mochte.

Ich lag das ganze Essen hindurch auf der Lauer; sie ließen sich verdammt viel Zeit, alle miteinander, und dann gab es noch Kaffee und Nachtsch, und den servierte Diana gern im Wohnzimmer. Ich rannte zu diesem Fenster und sah wieder seinen Rücken. Der Mann war gut gekleidet und hatte volles grau meliertes Haar. Er war nicht sonderlich groß, sah aber kräftig und stark aus. Es war niemand, den ich kannte, niemand aus meiner Kanzlei, keiner von unseren Freunden, der sich an Diana heranzumachen wollte. Hatte sie jemanden kennengelernt? Ich war fest entschlossen, hier Wache zu halten und mich zu vergewissern, dass er nicht auch noch nach dem Essen blieb. Aber das kam bestimmt nicht infrage, nicht wenn die Zwillinge im Haus waren. Dennoch trieb ich mich am Fenster herum, obwohl es kalt war und immer kälter wurde. Und dann ging er endlich; sie reichten ihm seinen Mantel, und ich drehte mich um und rannte hinten ums Haus herum und bezog Posten an der Ecke, von wo ich die Einfahrt sehen konnte. Ich hatte seinen Wagen im Blick, und als er einstieg und es im Wagen hell wurde, konnte ich sein Gesicht klar erkennen, und es war mein ehemals bester Freund Dirk Morrison, der Mann, dem ich vor einem ganzen Menschenleben Diana ausgespannt hatte.

DIE NÄCHSTEN TAGE WAR ICH SEHR BESCHÄFTIGT. Ich wusch mich, so gut es ging, mit geschmolzenem Schnee und trocknete mich mit einem von Dr. Sondervans Handtüchern ab, einem Geschenk von Herbert und Emily. Ich holte meine Briefftasche aus der obersten Schublade der alten, kaputten Kommode. Darin war alles Bargeld, mit dem ich an dem Abend des Waschbären nach Hause gekommen war, meine Kreditkarten, mein Sozialversicherungsausweis, mein Führerschein. Ich suchte nach meinem Scheckbuch, den Hausschlüsseln und Autoschlüsseln – nach allem, was man als guter Staatsbürger so mit sich herumschleppt. Dann machte ich mich auf verschlungenen Wegen auf in die Stadt, quer durch Sondervans Garten in die angrenzende Straße und weiter ins Geschäftsviertel.

Meine erste Station war der Laden eines Wohltätigkeitsvereins, wo ich meine abgerissenen Lumpen gegen einen sauberen und einigermaßen anständigen braunen Anzug eintauschte, dazu ein ungebügeltes Hemd, einen Mantel, Wollsocken und ein Paar Schnürschuhe, die auch nicht besser passten als meine Budapester, aber der Jahreszeit angemessener waren. Die wohltätigen Damen in dem Laden waren entsetzt, als ich hereinkam, aber mein höfliches Auftreten und das erkennbare Bemühen, mich zu bessern, ließen sie beifällig lächeln, als ich ging. Und vergessen Sie nicht, sich ordentlich die Haare schneiden zu lassen, guter Mann, sagte eine von ihnen.

Genau das hatte ich vor. Ich ging in einen Damen- und Herrensalon, weil ich mir dachte, dort würden meine schulterlangen Haare keinen solchen Schrecken verbreiten wie bei einem Herrenfriseur alter Schule. Dennoch gab es Widerstände zu überwinden – Sie können hier nicht einfach reinspazieren ohne einen Termin, schnaubte der Salonchef –, worauf ich zwei knisternde Hundert-

dollarscheine auf den Kassentisch legte und ein leerer Stuhl auftauchte. Ein Stufenschnitt und nicht allzu kurz, sagte ich.

Ich verfolgte in dem großen Spiegel, wie – schnipp, schnapp – die Zeit zurückgedreht wurde. Während die Haare in Büscheln zu Boden fielen, kam mehr und mehr von den unglückseligen Zügen meines früheren Ichs zum Vorschein, bis mir mit großen nackten Ohren und allem Drum und Dran die Urgestalt des Howard Wakefield entgegenstarrte. Doch für die vollständige Verwandlung war noch eine Rasur erforderlich, und die kostete mich weitere fünfzig Dollar, da Rasuren nicht zum Repertoire dieser Künstlertruppe gehörten. Irgendwo trieben sie eine Bartschere und ein Rasiermesser auf, und mehrere Mitarbeiter steckten die Köpfe zusammen, um sich über eine Strategie zu einigen. Ich wollte das gar nicht mitansehen. Ich lehnte mich auf dem Stuhl zurück und machte mich darauf gefasst, dass man mir die Kehle durchschneiden würde. Es war mir egal. Ich war enttäuscht von mir und der Leichtigkeit, mit der ich mich an das alte Leben anpasste. Es war, als wäre ich nie fortgegangen.

Schließlich wurde ich aufgerichtet, um mir das Ergebnis anzusehen, und das war ich, ohne Zweifel, blass und ein wenig abgemagert, die Augen womöglich zu aufdringlich, eine mir unbekannte schlaaffe Hautfalte unter dem Kinn, Howard Wakefield in Neuauflage, ein Mann des Establishments.

Das reichte für einen Tag.

In der Nacht schlich ich mich in meinen ungewohnten Klamotten zum Haus, um zu sehen, ob irgendwas Besonderes vor sich ging. Ein weiterer Besucher vielleicht, ein Friedensrichter als Begleitung von Dirk Morrison? Doch es war alles still. Keine fremden Autos in der Einfahrt und

meine Frau an ihrem Toilettentisch, nicht ganz nackt, als unbedeutendes Zugeständnis an den Winter. Sie hatte Musik aufgelegt, Schubert, ihren Lieblingskomponisten, von dem sie mir immer vorgeschwärmt hatte, als wir frisch verliebt waren. Es war ein Improptu, gespielt von Dinu Lipatti, und es rief die alten Zeiten wieder wach, ehe das nicht mehr unsere Musik war. Ich hatte ein Gefühl, als wäre mir eine Schlagader geöffnet worden, und ich rannte in meine Dachkammer zurück.

Am nächsten Morgen ging unter mir die Garagentür auf, und ich sah zu, wie Diana, mit den Mädchen im Schlepptau, den Geländewagen rückwärts aus der Einfahrt fuhr. Natürlich. Weihnachtseinkäufe. Sie würden aufs Einkaufszentrum lossteuern. Dort würden sie auch zu Mittag essen. Ich wartete ein paar Minuten, holte meine Autoschlüssel heraus, ging nach unten und startete den Motor meines BMW. Er sprang sofort an.

Im Laufe der Jahre hatte ich gehört, dass Dirk ein Vermögen gemacht hatte. Und warum auch nicht, schließlich war er ein Hedgefonds-Manager, oft zitiert im Wirtschaftsteil der Zeitungen.

Es war bemerkenswert, dass ich das Autofahren nicht verlernt und noch alle Abkürzungen zum Highway nach New York im Kopf hatte. Nach einer Stunde tauchte die Stadt vor mir auf, und im Nu, so schien es, war ich dort, in dem ganzen lärmenden, heiseren Chaos menschlicher Wesen, die durch die Schluchten der Stadt fluteten, jedes einzelne mit einem imposanten Ziel. Im Untergrund waren sie auch und ratterten in den U-Bahnen dahin. Über meinem Kopf waren sie auch übereinandergeschichtet, vierzig, fünfzig Stockwerke hoch. Es war überwältigend. Ich stand unter Schock und schaffte es kaum, unfallfrei in ein Parkhaus zu fahren.

Hatte ich tatsächlich fast mein ganzes Erwachsenen-

leben lang in dieser Stadt gearbeitet? Würde ich das wieder tun müssen?

Mein Herrenausstatter an der Madison Avenue war noch am alten Platz, und da stand auch mein angestammter Verkäufer in der Anzugabteilung, als habe er auf mich gewartet. Ich hatte mir die Haare schneiden und mich rasieren lassen und mich im Laden des Wohltätigkeitsvereins einigermaßen präsentabel eingekleidet, bevor ich hier ankam, sodass ich gerade eben zur Tür hereingelassen wurde. Er sah mich an und schüttelte den Kopf. Er winkte mich heran. Kommen Sie mit, sagte er.

Und so kam es, dass ich an jenem Abend, nachdem ich den BMW vor dem Nachbarhaus geparkt und mir die Mühe gemacht hatte, meinen Anwaltskoffer aus der Dachkammer zu holen, in meinem schwarzen Kaschmirmantel und dem Nadelstreifenanzug mit einem Haifischkragenhemd von Turnbull & Asser und einer dezenten Armani-Seidenkrawatte, Hosenträgern mit dem Muster der amerikanischen Nationalflagge und schwarzen englischen Kalbslederschuh von Cole Haan vor meiner Haustür stand und den Schlüssel im Schloss drehte.

Das ganze Haus war erleuchtet. Ich konnte sie im Esszimmer hören; sie schmückten den Weihnachtsbaum.

Hallo?, rief ich. Ich bin zu Hause!